

Lernen

■ Erkenntnisse der neueren Forschungen

Was Kinder und Jugendliche im Laufe eines Unterrichtsprozesses lernen, ist weder planbar noch vorhersehbar und schon gar nicht für alle Beteiligten auf einen Punkt zu bringen. Lernen ist der permanente, aktive Prozess eines Individuums, die eigene Wahrnehmung der Welt, das eigene Weltbild so zu optimieren, dass sich ein inneres Gleichgewicht, d.h. ein Gefühl von größtmöglicher Übereinstimmung mit der erlebten Welt einstellt.

Unser Gehirn lernt immer. „Und lernen heißt: da bilden sich Nervenzellen, die für etwas anderes stehen. Wofür stehen sie? Für das, was immer wieder verarbeitet wurde.“ (M. Spitzer, LERNEN 2006, Booklet S. 34) Das Gehirn scannt durch einen komplexen, erfahrungsabhängigen WahrnehmungsfILTER eingehende Sinnesreize nach Irritationen ab. In der konstruktivistischen Lerntheorie werden diese Irritationen „Perturbationen“ oder „Verstörungen“ genannt. Im Verarbeitungsprozess bildet das Gehirn dann Regeln aus – die eben so lange gelten, bis sich durch die Wahrnehmung neuer Perturbationen diese Regeln nicht mehr halten lassen. „Lernen ist der Prozess der Änderung eines Verhaltenspotenzials.“ (M. Hasselhorn, WAS IST LERNEN?, S. 122)

Im Alltagssprachegebrauch wird Lernen dagegen häufig mit Auswendiglernen gleichgesetzt. „Was müssen denn die Konfirmanden heute überhaupt noch lernen?“ fragen immer wieder besorgte (und entrüstete) Großeltern und Mitglieder von Kirchenvorständen. Dazu schreibt der Neurobiologe Gerhard Roth:

„Die problematischste Lehr- und Lernmethode ist das Pauken, d.h. das simple Auswendiglernen. Hierbei werden Gedächtnisnetzwerke durch bloße Wiederholung von Inhalten ausgebildet. ... Pauken und Auswendiglernen haben (...) einen entscheidenden Nachteil, nämlich dass sie eine Variante des impliziten Lernens darstellen und nicht des semantischen, d.h. inhaltlich bedeutsamen Lernens. ... Am wichtigsten ist also das Gegenteil von Pauken, nämlich das selbstständige Durchdringen des Stoffes. Dies bedeutet im Gedächtnis, dass bei der Konsolidierung der entsprechenden Gedächtnisinhalte Verbindungen zu anderen Wissensschubladen hergestellt und sogar neue Schubladen angelegt werden, in denen das Wissen abstrahiert, systematisiert und damit viel leichter auf andere Fälle übertragbar wird.“ (G. Roth, WARUM SIND LEHREN UND LERNEN SO SCHWIERIG?, S. 57f).

Besonders wichtig für das Lernen sind Emotionen. „Wenn Sie sich in einer positiven Emotion befinden, behalten Sie mehr als in einer negativen oder neutralen Emotion“, sagt der Gehirnforscher Manfred Spitzer in einem Vortrag zum Thema „Lernen“. Positive Emotionen aktivieren ein für das Lernen sehr wichtiges Hirnareal, den Hippokampus. „Da muss alles hindurch, was man sich so an Einzelheiten merkt, auch die Wörter. Diese Region ist das System, das nachts den Inhalt dessen, was man am Tag gelernt hat, wiederholt.“ Bei negativen Emotionen wird dagegen der so genannte Mandelkern aktiv. Er ist dafür zuständig, ein „Notfallprogramm“ zu starten. Deshalb „beschäftigt“ er sich nicht so sehr mit Details. „Noch bevor Sie wissen, was das für ein Objekt ist, sind Sie in einem körperlichen Zustand, der dafür sorgt, dass Sie entweder kämpfen oder fliehen. Das ist der Zustand der Angst.“ (M. Spitzer, LERNEN 2006, Booklet S. 48f)

„Lernen ist ein aktiver Prozess der Bedeutungserzeugung, und dieser Prozess läuft in einzelnen Gehirnen viel unterschiedlicher ab, als wir alle wahrhaben wollen“ (G. Roth, WARUM SIND LEHREN UND LERNEN SO SCHWIERIG?, S. 55). Die Unterschiede hängen u.a. damit zusammen, dass Perturbationen eben auf unterschiedliche Erfahrungen treffen. Die gemachten Erfahrungen sind ja selbst „Bedeutungserzeugungen“, die insofern als wahrgenommene Sinnesreize mit vorhandenen „neuronalen Repräsentationen“ (das sind mentale Abbilder der Wirklichkeit) gekoppelt werden.

Außerdem belegen neurobiologische Untersuchungen, dass wir gelernte Inhalte mit dem Kontext verknüpft haben, in dem wir Neues aufgenommen haben. So erinnern wir uns auch nach vielen Jahren an Person, Ort und Zeit, eventuell sogar an Gerüche, die mit der Lernquelle verbunden waren. Und selbst wenn wir uns nicht daran erinnern: Mit den einzelnen Sinngehalten werden Gefühle verknüpft, die es dem Gehirn später leichter machen, bestimmte Wahrnehmungen möglichst schnell einzuordnen. Wir lernen gleichsam mit unserem ganzen Körper, denn das Gehirn verknüpft Inhalte mit einem bestimmten Körpergefühl.

Das Wissen um die unterschiedlichen Verknüpfungen von Lerninhalten und Wahrnehmungen des Lernkontextes macht sich das „situiertere Lernen“ zu Nutze: Inhalte werden dort präsentiert, wo sie später gebraucht werden. So lernen Menschen nachgewiesenermaßen wichtige Lerninhalte für den Tauchsport unter Wasser nachhaltiger als an Land. Auf die Konfirmandenarbeit übertragen heißt das zum Beispiel: Wir sprechen das Glaubensbekenntnis immer wieder im Kirchenraum. Dort hat es seinen liturgischen Ort.

Glauben lernen

Wir lernen also immer und am liebsten das, was uns betrifft, was lebensrelevante Fragen betrifft, was uns „unmittelbar angeht“. Was Paul Tillich als Synonym für „Gott“ bezeichnet hat, ist gerade in der Pubertät – im besten Sinne – in Frage gestellt: Der/Die Jugendliche erlebt sich nicht mehr in einer kindlich unangefochtenen Übereinstimmung zwischen sich und der Welt. Vielmehr steht fast alles auf dem Prüfstand und muss geklärt werden. Auf der Suche nach einer tragfähigen Identität stellt sich immer wieder die Frage: Was denken und sagen die anderen dazu? Was geht das mich an? Was bedeutet das für mich? Wie soll ich mich dazu verhalten? Es geht um die Frage: Woran soll ich mein Herz hängen? Worauf kann ich mich verlassen? Und das ist eben die Frage nach Gott, nach der Mitte meiner Weltanschauung, meines Glaubens. Diese Frage verlangt gerade in der Pubertät eine Klärung, metaphorisch: eine Wüstenzeit.

Die Antworten auf diese Fragen – und die Antwort hinter diesen Antworten – müssen die Jugendlichen selbst finden. So wie niemand den Konfis die Fragen und das Fragen selbst abnehmen kann und darf – im doppelten Sinne, d.h. eben auch nicht wegnehmen. Es gehört zur Wahrung der Würde der Jugendlichen, dass wir Erwachsenen nicht besser wissen, was sie „unmittelbar angeht“.

Kann man Glauben lernen? Der Glaube gilt als nicht verfügbar, als ein Geschenk des Heiligen Geistes. Inwiefern kann es deshalb eine „Didaktik des Glaubens“ (W. Konukiewitz) geben?

Mein Glaube ist das, was mein Denken und Verhalten, mein Weltverhältnis bestimmt. Mein Glaube ist so etwas wie ein inneres Programm, das meine Wahrnehmungen filtert und Handlungsoptionen prüft. Mein Glaube ist das, was der Neurobiologe Gerald Hüther als „innere (Leit-) Bilder“ bezeichnet: „Es geht um Selbstbilder, um die Menschenbilder und um die Weltbilder, die wir in unseren Köpfen herumtragen und die unser Denken, Fühlen und Handeln bestimmen.“ (G. HÜTHER, Die Macht der inneren Bilder, S. 9)

Diese „inneren Bilder“ gestalten die eigene innere Orientierung, die eigene innere Haltung. Und diese „Bilder“ können nicht nur gelernt werden: Sie sind selbst nichts anderes als das sich ständig verändernde Produkt von Lernvorgängen. Das widerspricht allerdings keineswegs dem erwähnten theologischen Vorbehalt, dass der Glaube ein Geschenk des Heiligen Geistes und also unverfügbar ist. Unverfügbar jedenfalls in dem Sinne, dass niemand durch ein geschicktes Arrangement von Argumenten „zum Glauben gebracht“ werden kann.

Wie ich das Subjekt meines Glaubens bin, so bin ich auch das Subjekt meines Lernens. Beides bedingt sich gegenseitig: „Wie die Hirnforscher in den letzten Jahren zeigen konnten, ist die Art und Weise, wie ein Mensch denkt, fühlt und handelt, ausschlaggebend dafür, welche Nervenzellverschaltungen in seinem Gehirn stabilisiert und ausgebaut und welche durch unzureichende Nutzung gelockert und aufgelöst werden.“ (G. HÜTHER, aaO.) „Jedes Gehirn ist nichts anderes als das Protokoll seiner Benutzung.“ (M. Spitzer, LERNEN 2006)

Wie verhält sich nun mein Glaube zu dem, was man „den christlichen Glauben“ nennt? Das Ensemble kirchlicher Glaubensäußerungen ist einerseits Anstoß und andererseits Korrektiv meines persönlichen Glaubens. In der Terminologie der konstruktivistischen Lerntheorie ausgedrückt: Die (Glaubens-) Äußerungen der christlichen Religion sind „Perturbationen“, wahrgenommene Störungen des eigenen inneren Gleichgewichts, die zu einem Lernprozess führen können.

Gemäß dieser Lerntheorie gibt es keine objektive Wirklichkeit, sondern immer nur subjektive Konstruktionen der äußeren Welt. Jeder Mensch erzeugt in seinem Gehirn gewissermaßen ständig ein inneres Abbild der äußeren Welt, das aus den bisher vorhandenen sinnlichen Bausteinen des Subjekts gebildet wird. Insofern bildet sich jeder Mensch immer selbst: Die (auf Grund der eigenen Erfahrungen) wahrgenommenen Störungen des inneren Gleichgewichts werden mit den vorhandenen „Bausteinen“ im Gehirn assoziiert, dadurch eventuell „zerlegt“ und neu kombiniert. Ziel dieses Prozesses ist die „Viabilität“: Die Verarbeitung der wahrgenommenen Störung muss mich zu einer „gangbaren“ und tragfähigen Lösung führen – bis in diesem Bereich eine neue Störung wahrgenommen wird.

In der kirchlichen Bildungsarbeit geht es immer um die Unterstützung religiöser Lernprozesse, die jeweils zu einer „viablen“ Weltanschauung, zu einem tragfähigen persönlichen Glauben führen. Innerhalb des christlichen Kontextes wird die Tragfähigkeit des persönlichen Glaubens durch das Doppelgebot der Liebe geprüft, wobei zur Dimension des „Nächsten“ der gesamte Kontext der Mitgeschöpflichkeit gehört. Das heißt: Eine individualistisch ausgerichtete Ethik („Ich mache das, was mir gefällt und was mir was nützt“) muss in der kirchlichen Bildungsarbeit immer wieder durch den Hinweis auf das Doppelgebot der Liebe „gestört“ werden. Ob und wie diese Perturbationen wahrgenommen und verarbeitet werden, bleibt allerdings in der Freiheit des und der Einzelnen.

„Lernbegleiter“

Unterrichtende sollen Lernräume anbieten, in denen die Jugendlichen in einer geschützten und geachteten Weise fragen und agieren können: ausprobieren,